

INHALT

EINLEITUNG

DAS SYSTEM IST DER SKANDAL, NICHT DER EINZELFALL

7

KAPITEL 1

EXOTISCHE TROMMELN FÜR DAS TOR DES MONATS

13

Hartnäckig halten sich Stereotype, wonach Schwarze und weiße Spieler unterschiedliche Veranlagungen haben. Ein Blick in die Geschichte des Rassismus im deutschen Fußball – und in die Gegenwart

KAPITEL 2

DAS VERMÄCHTNIS DER WINDRUSH-GENERATION

49

In England symbolisieren Fußballer aus der Karibik die Errungenschaften von Einwanderer*innen. Doch sobald sie sich politisch äußern, schlägt die Zuneigung für sie in Ablehnung um

KAPITEL 3

VOM MYTHOS DER HARMONISCHEN UNTERDRÜCKUNG

79

In Portugal ist die Wahrnehmung verbreitet, dass die Seefahrernation einen milderen Imperialismus pflegte. Der Fußball stützt diese Romantisierung und überdeckt den alltäglichen Rassismus

KAPITEL 4

AUSSÄTZIGE IM EIGENEN LAND

95

Britische Kolonialherren wollten ihre Untergebenen auch mit Fußball „zivilisieren“ und aufwiegeln. Besonders deutlich lässt sich ihre Gewaltherrschaft in Indien nachzeichnen

KAPITEL 5

IM KOFFERRAUM INS EXIL

121

In Namibia hielt die herrschende weiße Minderheit Schwarze Fußballer aus ihren Ligen fern. Heute, mehr drei Jahrzehnte nach der Unabhängigkeit, besteht die soziale Ungleichheit fort

KAPITEL 6

SCHWARZE TRIKOTS FÜR DAS GEDENKEN

141

Für den Freiheitskampf ging eine algerische Mannschaft auf Tournee und warb für die Unabhängigkeit von Frankreich. Ihre Symbolik prägt das Land bis heute

KAPITEL 7

TRADITION DER VERLEUGNUNG

171

Die angebliche „Rassendemokratie“ in Brasilien sieht vor, dass Schwarze Menschen im Fußball eine natürliche Begabung für das Spiel haben, nicht aber für Führungsaufgaben

KAPITEL 8

FOLKLORE MIT FEDERSCHMUCK

199

Vereine in Lateinamerika vereinnahmten Bruchstücke indigener Geschichte und geben sich kämpferisch. Ureinwohner*innen sehen darin eine Verharmlosung von Landraub und Ausbeutung

KAPITEL 9

VIVA LOS ANGELES

219

Die Kosten für den Jugendfußball der USA sind hoch. Latinos, die sich das seltener leisten können, sind als Nationalspieler*innen und Trainer*innen unterrepräsentiert

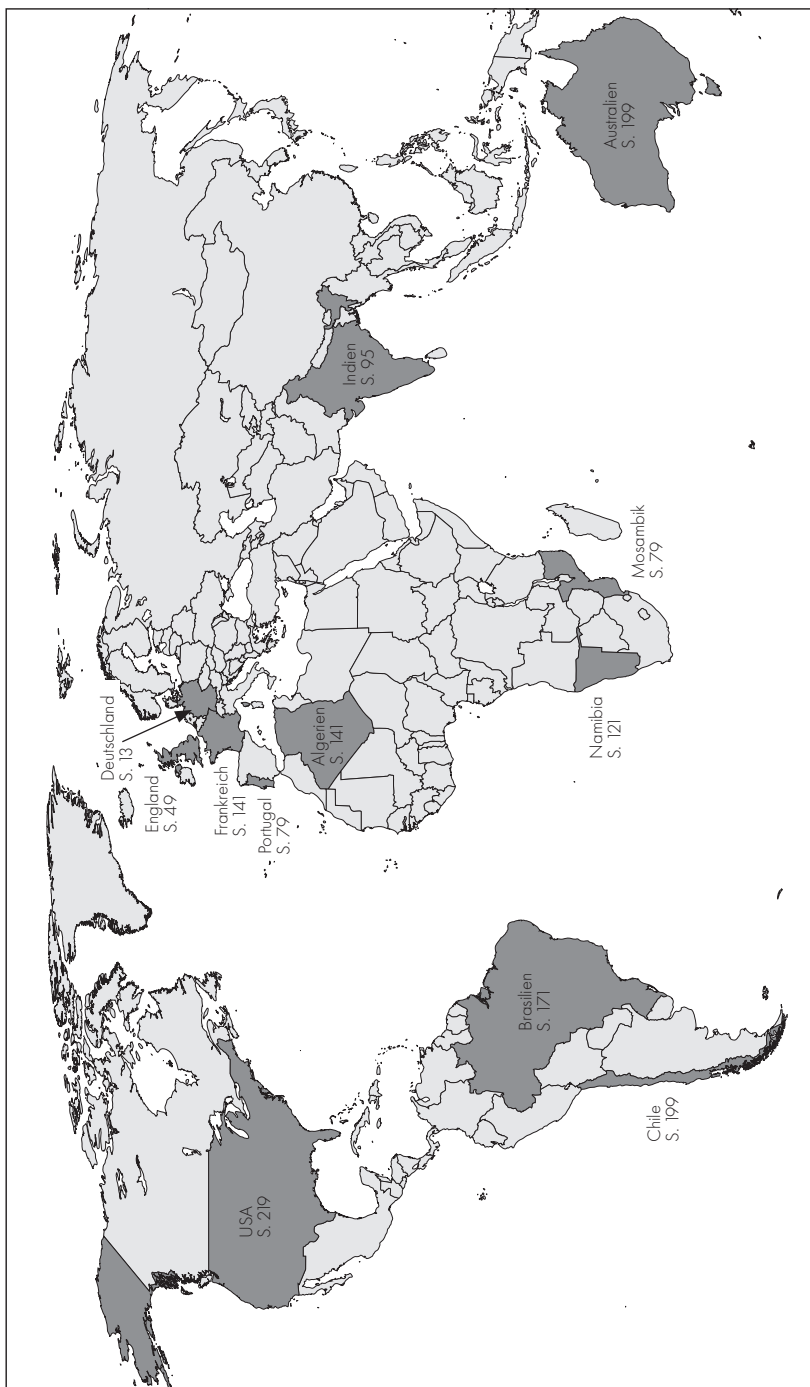
AUSBLICK

DECOLONIZE FOOTBALL

247

LITERATUR

253



EINLEITUNG

DAS SYSTEM IST DER SKANDAL, NICHT DER EINZELFALL

Das Spiel im Estadio Mestalla von Valencia gerät außer Kontrolle. Zum wiederholten Mal wird Vinícius Júnior von Fans rassistisch beleidigt. Der Spieler von Real Madrid steht mit aufgerissenen Augen an der Seitenlinie und deutet auf die Tribüne, wo die mutmaßlichen Täter sitzen. Das heimische Publikum verhöhnt Vinícius Júnior weiter. Gegnerische Spieler eilen herbei und geben ihm zu verstehen, er solle aus einer Kleinigkeit kein Drama machen. Der Schiedsrichter wirkt überfordert und lässt weiterspielen. In den Wochen danach, im Frühjahr 2023, wird Vinícius Júnior abermals diskriminiert, bedroht, eingeschüchtert.

Der brasilianische Nationalspieler setzt sich zur Wehr und bezeichnet Spanien in den sozialen Medien als „Land der Rassisten“. Immer wieder fordert er härtere Strafen gegen Täter und eine bessere Prävention. Vinícius Júnior erfährt in jenen Wochen auch viel Unterstützung und Solidarität. Internationale Medien greifen das Thema auf. Politiker*innen laden zu Gesprächsrunden ein. Und der Weltfußballverband FIFA kündigt neue Maßnahmen an. Für einige Wochen steht Rassismus im Fußball im Fokus einer großen Öffentlichkeit. Für einige Wochen, doch dann kehrt Ruhe ein. Wieder einmal.

Es ist ein Muster, das sich seit den 1990er-Jahren wiederholt. Schwarze Fußballer stehen als Opfer für einige Tage oder Wochen im Zentrum von „Rassismus-Skandalen“, wie es Boulevardmedien gern formulieren. Funktionäre sprechen von „Schande“, von „so genannten Fans“ und von „gesellschaftlichen Problemen“, die der Fußball „ausbaden“ müsse. Als hätten wir es mit einer losen Folge von Einzelfällen zu tun, ohne historischen Kontext. Tatsächlich aber wird auch die Fuß-

ballindustrie von rassistischen Strukturen zusammengehalten. Das System ist der Skandal, und nicht der einzelne Vorfall.

Auch in Spanien wird das nach den Angriffen gegen Vinícius Júnior deutlich. Javier Tebas, Präsident der spanischen Liga, macht aus dem Opfer einen Täter, indem er sagt, dass Vinícius Júnior sich besser informieren solle, bevor er den Fußball verleumde. Tebas könne es nicht zulassen, dass der Ruf eines Wettbewerbs geschädigt werde, „der ein Symbol der Vereinigung zwischen den Völkern“ sei. An anderer Stelle wird Tebas von Journalisten gefragt, ob in der Geschäftsstelle von La Liga Schwarze Mitarbeitende tätig sind. Tebas lacht, druckst, zögert. Er sagt, dass er auf die Hautfarbe nicht achten und Schwarze Menschen nicht zählen würde. Auch das ein bekanntes Muster: Funktionäre wie Tebas wollen sich „farbenblind“ und bewusst tolerant geben. Tatsächlich überdecken sie ihre Ignoranz und Inkompetenz.

Für ein tieferes Verständnis von rassistischen Strukturen müssen wir uns intensiver mit dem Kolonialismus befassen. Spätestens seit dem Mord an George Floyd 2020 in den USA und dem Erstarken von Black Lives Matter haben Netzwerke in mehreren Regionen der Welt Debatten angestoßen. Sie erinnern auch daran, wie die europäischen Kolonialmächte ab dem 16. Jahrhundert viele Millionen Menschen versklavten, ihre Kulturschätze raubten und ihnen ihre Religion aufzwangen. Politiker*innen in London oder Paris geben inzwischen dem öffentlichen Druck nach und befassen sich mit den Gewaltherrschaften, die in ihren Ländern noch nicht allzu lange zurückliegen. Berühmte Museen in Berlin oder Amsterdam erwägen Maßnahmen, die vor zehn Jahren noch unrealistisch erschienen: die Rückgabe gestohlener Objekte in die Herkunftsländer.

„Spielfeld der Herrenmenschen“ soll diese Diskussion fortführen und nimmt dafür die wohl einflussreichste Alltagskultur unserer Zeit in den Blick. Denn auch die globale Verbreitung des Fußballs wäre ohne den Kolonialismus undenkbar gewesen. Über Generationen wurden romantisierende Beschreibungen des Sports weitergetragen. England gilt bis heute als ehrbares „Mutterland des Fußballs“. Französische Funktionäre wie Jules Rimet, einst FIFA-Präsident und Initiator der Weltmeisterschaft, wollten mit Hilfe des Fußballs die „Verständigung

zwischen den Völkern“ stärken. Eine Phrase, die etliche Sportfunktionäre noch heute nutzen.

Hinter dieser idealisierenden Fassade stoßen wir auf Gewalt, Ausbeutung, Überlegenheitsdenken. Dieses Buch beschreibt anhand von Reportagen in früheren Kolonien, wie sehr Menschen unter dem Siegeszug des Fußballs gelitten haben. In Indien etwa wollten britische Kolonialherren im 19. Jahrhundert ihre „Untertanen“ durch Sport „zivilisieren“. In Algerien ließen französische Soldaten lange nur wenige Muslime mitspielen, um Neid zwischen den Einheimischen zu provozieren. In Mosambik rekrutierten portugiesische Behörden Schwarze Männer für ihre Armee und ihre Fußballklubs, um im internationalen Vergleich als freundlicheres Kolonialreich durchzugehen. Und in Namibia konnten sich Vereine der deutschsprachigen Minderheit besser entwickeln, weil die Schwarze Mehrheit über Jahrzehnte unterdrückt worden war.

Die Kolonialisten folgten der damaligen Wissenschaft und glaubten an die Idee von „Menschenrassen“. In ihren Augen waren Schwarze Menschen intellektuell unterlegen und körperlich überlegen. Dieses Buch analysiert im Detail, wie sehr die kolonialen Praktiken aus jener Zeit den Fußball noch heute prägen: Schwarze Fußballer sind als Spielgestalter, denen man Weitsicht und Intelligenz nachsagt, häufig unterrepräsentiert. Auf Positionen, die mit Kraft und Körperlichkeit verknüpft werden, sind sie überrepräsentiert. Neokoloniale Denkmuster finden wir in Fangesängen, Fernsehkommentaren und sogar in Videospielen.

Es ist wichtig, den lauten Rassismus in den Stadien zu thematisieren. Aber es ist auch wichtig, über die lautlose Ausgrenzung zu sprechen. In Deutschland hat mehr als ein Viertel der Menschen eine Einwanderungsgeschichte. Doch dieser Anteil ist in Fankurven, Sportredaktionen und Schiedsgerichten niedriger und geht zum Teil gegen null. Auf der Entscheidungsebene erhalten nicht-weiße Trainer*innen, Funktionär*innen oder Schiedsrichter*innen selten eine Chance. Wie müssten sich Verbandswesen, Marketing und Berichterstattung wandeln, damit der Fußball die europäischen Einwanderungsgesellschaften spiegelt?

Seit etwa 150 Jahren wird die Geschichte des Fußballs von weißen Männern geschrieben. Auch der Autor dieses Buches ist weiß und

muss sich nicht vor rassistischen Kommentaren und musternden Blicken fürchten. Die neun vorliegenden Kapitel sollen nüchtern und differenziert über Ursachen von Rassismus im Fußball aufklären. Das Buch basiert auf Recherchen in neun Ländern auf fünf Kontinenten, mit mehr als 120 Interviews in den Jahren 2020 bis 2023. Ein globaler Fokus ist notwendig, um die Hierarchie zwischen den Erdteilen, die auch nach dem Kolonialismus fort dauert, im Fußball besser zu erfassen.

Rassistische Sprache und Bilder sollen in diesem Buch nicht reproduziert werden, aber auch die Kontexte und Schilderungen der Betroffenen können auf Leser*innen verstörend wirken. Das Adjektiv Schwarz wird durchgängig großgeschrieben. Denn es geht dabei nicht um eine tatsächliche Hautfarbe, sondern um eine politische Kategorie. Gemeint sind Menschen, die aufgrund ihres Aussehens von anderen markiert und abgewertet werden.

Im Zentrum des Buches stehen jene Menschen, die sich mit Mut und Expertise gegen Diskriminierung stellen: In England vernetzen sich Schwarze Schiedsrichter, um gemeinsam eine stärkere Stimme zu haben. In Brasilien produzieren Reporter*innen einen Podcast für afro-brasilianische Themen im Sport. In den USA streiten Trainer*innen für eine größere Beteiligung von Latinos in Verbänden. Und in Lateinamerika wollen indigene Gruppen nicht mehr für die Symbolik von mehrheitlich weißen Sportklubs herhalten. Die Biografien all dieser Menschen stehen für ein kreatives, konstruktives Engagement gegen Rassismus, das sogar Spaß machen darf.

In Deutschland konzentrierten sich Medien seit den 1990er-Jahren immer wieder auf die extreme Rechte: auf die NPD, auf Hooligans oder den rechten Flügel der AfD. Darüber hinaus sollten wir noch mehr auf rassistische Einstellungen in der Gesellschaft schauen, durch die sich Rechtsextreme ja auch legitimiert fühlen. Die Friedrich-Ebert-Stiftung veröffentlichte 2023 abermals mit der Universität Bielefeld die so genannte „Mitte-Studie“ zu menschenfeindlichen Einstellungen in Deutschland. Demnach war rund ein Drittel der Befragten der Meinung, dass Geflüchtete nur ins Land kämen, um das Sozialsystem auszunutzen. 16 Prozent stimmten folgender Aussage zu: „Die Bundesrepublik ist durch die vielen Ausländer in einem gefährlichen Maß überfremdet.“

Die Ergebnisse der Studie legen auch nahe, dass befragte Mitglieder von Fußballvereinen häufiger rassistisch eingestellt sind als Mitglieder anderer Sportvereine und auch häufiger als Befragte ohne Sportmitgliedschaft. Was sind die Ursachen? Männlichkeitskult und Freund-Feind-Denken? Enthemmungen in der anonymen Fankurve und das Bekenntnis zu Kampfkraft, Ehre, Heimat? Dieses Buch sucht nach Antworten und zieht eine Linie bis in die Kolonialzeit.

Die Diskussion dürfte weiter an Fahrt gewinnen. Aktivist*innen wollen ihre Umgebung „dekolonisieren“. Sie stoßen Denkmäler von historischen Figuren um, die einst von Rassismus profitiert haben. Sie streiten für die Umbenennung von Straßennamen und werben für mehr Sensibilität im Schulunterricht. Der Fußball, der seit Jahrzehnten eine gesellschaftliche Sonderrolle beansprucht, benötigt ebenfalls eine „Dekolonisierung“. Wie könnte dieser Prozess aussehen? Dieses Buch stellt Argumente bereit. #DecolonizeFootball: unter diesem Hashtag sollen Ideen in sozialen Medien gesammelt werden. Die Debatte ist eröffnet.



Vorbild in der Gemeinde: Der Fußballer Heinz Kerz (links) wurde von den Nazis verhaftet und zwangssterilisiert. Als Trainer setzte er sich nach dem Krieg noch viele Jahre für den Nachwuchs in Nieder-Olm ein.

KAPITEL 1

EXOTISCHE TROMMELN FÜR DAS TOR DES MONATS

Viele Fans und Funktionäre halten Rassismus erst für ein Problem, wenn es zu Angriffen oder Affenlauten kommt. Doch gerade der Fußball zeigt, dass sich Diskriminierung auch versteckt äußern kann. Hartnäckig halten sich Stereotype, wonach Schwarze und weiße Spieler unterschiedliche Veranlagungen haben. Diese Mikroaggressionen können bei Betroffenen langfristig zu Depressionen führen. Wie lässt sich das rassistische Machtgefälle überwinden? Und wie lässt sich Diversität bis in Spitzenämter ausweiten? Ein Blick in die Geschichte des deutschen Fußballs – und in die Gegenwart.

Ein alternatives Kunstzentrum in Pforzheim, im Südwesten Deutschlands. Der Boden ist mit einem grünen, grasähnlichen Teppich ausgelegt. An den rissigen Wänden hängen Fotos und Biografien von Gastarbeitern, die in Katar gestorben sind. Im Treppenhaus baumeln Trikots mit politischen Botschaften, daneben werden Kurzfilme gezeigt. In der Mitte des größten Raumes wurden Paletten zu einer kleinen Tribüne aufgetürmt. Darauf sind alte Stadionsitzschalen montiert. Der Raum ist gut gefüllt. Es ist ein Publikum, das sich für Kunst und Politik interessiert. Das Thema des Abends ist davon nicht allzu weit entfernt: Es geht um die gesellschaftliche Bedeutung des Fußballs.

Shary Reeves scheint sich wohlzufühlen. Die ehemalige Bundesligaspielerin sitzt mit drei anderen Podiumsgästen vor einem kleinen Fußballtor aus Holz. Die Themen, die sie in die Diskussion einbringt, sind vielfältig: Die Beziehungen von Diego Maradona zur italienischen Mafia. Die Besuche der Bundeskanzlerin in der Umkleidekabine. Das rasante Offensivspiel in der Champions League.

Die Veranstaltung dauert fast 40 Minuten, als die Moderatorin sie auf das Thema Rassismus anspricht. Das wirkt im ersten Moment etwas unvermittelt, aber Reeves kann damit gut leben. Sie hat sich längst einen Namen als Journalistin und Schauspielerin gemacht, bekannt wurde sie vor allem als TV-Moderatorin des Jugendformats „Wissen macht Ah!“. Und ja, zu ihrer Biografie gehört auch der Fußball. Die Tore und der Zusammenhalt, aber auch die Anfeindungen und die Ausgrenzung.

Shary Reeves möchte nicht auf ihre Rassismus-Erfahrungen reduziert werden, sie will das Thema aber auch nicht ausklammern. Mit ihren Schilderungen wirbt sie für einen breiteren Blick auf das Thema, über Betroffenheit, Mitleid und Empörung hinaus. Ihr geht es auch um die Frage, wer welche Chancen erhält und in machtvollen Positionen vordringt, kurzum: wer mitmachen darf. In Fußball, Medien oder Kultur. An diesem Abend in Pforzheim ist Reeves die einzige Schwarze Frau im Raum.

In ihrer Jugend hatte es nicht allzu viele Orte gegeben, an denen sich Shary Reeves willkommen fühlte. Die Tochter eines Philosophie-Professors aus Kenia und einer Krankenschwester aus Tansania wuchs bei Pflegeeltern in Köln auf. Einige Familien in der Nachbarschaft untersagten ihren Kindern den Kontakt zu Schwarzen Gleichaltrigen. Auch auf dem Internat fühlte sich Reeves als Schülerin an den Rand gedrängt. Sie wunderte sich, warum in Filmen und Serien niemand so aussah wie sie. Sie glaubte, dass Schwarze Menschen nicht schauspielern konnten. In ihren schlimmsten Momenten hoffte sie, dass sie sich mit Kernseife weißwaschen könne.

„Ich musste irgendwohin flüchten und mir eine Ersatzfamilie suchen“, sagt Reeves und kommt auf den Fußball zu sprechen. Gegen den Willen ihrer Mutter schloss sie sich in Köln schon als Kind dem Verein Borussia Kalk an. Reeves freundete sich mit Spielerinnen an, die ebenfalls aus schwierigen Lebenslagen kamen. Sie unterstützten sich gegenseitig. Vielleicht war das einer der Gründe, warum es Reeves – trotz ihrer Rassismus-Erfahrungen – in die erste Liga schaffte.

Wenn in Veranstaltungen Rassismus im Fußball zur Sprache kommt, dann geht es oft um Neonazis oder Affenlaute in Fankurven, also um die auffälligen Ausprägungen. Shary Reeves geht in Pforzheim auch auf „Mikroaggressionen“ ein, auf jene Angriffe, die für Außenste-

hende nicht wahrnehmbar sind, die Betroffene aber nachhaltig prägen können.

Auf den Sportplätzen war Reeves meist die einzige Schwarze Spielerin. Sie bemühte sich, die Reaktionen des Publikums auf ihre Anwesenheit nicht wahrzunehmen, die abfälligen oder verängstigten Blicke, die Neugier auf eine „exotische“ Spielerin. Es kam vor, dass Gegnerinnen sie auf dem Feld mit leisen, herablassenden Kommentaren provozierten. Einmal hielt sie es nicht mehr aus und rempelte zurück. Der Schiedsrichter, der danebenstand und alles gehört haben musste, stellte nur eine Spielerin vom Platz: Shary Reeves.

Es ist das eine, diese Vorfälle zu benennen, zu dokumentieren, zu verurteilen. Doch es ist auch wichtig, über die psychologischen Konsequenzen für die Betroffenen nachzudenken. Ein halbes Jahr nach der Diskussion in Pforzheim treffe ich Reeves für ein Interview in ihrer Heimatstadt Köln. Sie erzählt mir, wie rassistische Stereotype Schwarze Menschen in die Rolle der Außenseiter drängen. Und wie sie dann mitunter bemüht sind, diese Stereotype mit ihrem Verhalten nicht zu bestätigen, bewusst oder unbewusst.

Studien legen nahe, dass Rassismus-Erfahrungen bei Opfern zu Stress-Symptomen führen können, zu Verspannung, Erschöpfung, Depressionen. „Das macht einen extrem müde“, sagt Reeves über die ständige Sorge, im nächsten Moment erniedrigt werden zu können. Die meisten Diskriminierungen seien von der Seitenlinie gekommen, von Zuschauenden und Eltern anderer Spielerinnen. „Ich habe das lange unterdrückt und versucht, mit guten Leistungen dagegenzuhalten.“ Auch das komme laut Psycholog*innen häufig vor: Menschen, die von Rassismus betroffen sind, schenken eigenen Bedürfnissen und Gefühlen wenig Beachtung. Das kann die Leistungsfähigkeit mindern.

Shary Reeves drang in den Kreis der Jugendnationalteams vor und spielte Anfang der Neunzigerjahre für den SC Bad Neuenahr in der Bundesliga. Mehrfach wurde sie zu Lehrgängen des A-Nationalteams eingeladen. Einmal warf ihr der damalige Bundestrainer Gero Bisanz die Worte entgegen: „Du wirst sowieso nie in der Bundesliga spielen, du hast ja nicht mal einen deutschen Pass.“ Reeves ist in Deutschland aufgewachsen, aber immer wieder wurde ihr „Deutsch-Sein“ an Bedin-